

Kirche der Freiheit: gewandelt und gestaltet

Zum Verhältnis der beiden EKD-Texte »Kirche der Freiheit« und »Wandeln und Gestalten«

Lukas Ohly

Der EKD-Text »Wandeln und gestalten« (2007) will die Reformidee weiterführen, die der Rat der EKD mit seinem Text »Kirche der Freiheit« (2006) angestoßen hat. Die darin gesetzte Perspektive eines Umbaus der Kirche bis zum Jahr 2030 wird in »Wandeln und gestalten« für ländliche Regionen übersetzt. Lukas Ohly unterzieht beide Papiere einer vergleichenden und kritischen Lektüre.

Die folgenden Bemerkungen richten sich auf das Verhältnis der beiden Texte »Kirche der Freiheit« (im Folgenden: KF) und »Wandeln und gestalten« (im Folgenden: WG) zueinander. Ihre Stärke besteht im positiven Denken, das Krisen als Chancen und Herausforderungen beschreibt (z.B. KF 14f, WG 10) und in Problemen Potenziale entdecken will (z.B. KF 17, WG 24 und 39). Zudem wird der Bedarf nach einem Systemwechsel kirchlicher Organisation überzeugend dargelegt, vor allem durch eine große Fülle an Datenmaterial. Die Folgeschrift WG überzeugt zudem durch eine differenzierte Typologie ländlicher Situationen.

Meine These lautet nun, dass WG den Text des Impulspapiers des Rates der EKD an manchen entscheidenden Stellen korrigiert. Diese Korrekturen führen aber letztlich nicht weiter, sondern hinterlassen den Eindruck, dass manche Phänomene doch undurchsichtiger sind als sie in beiden Texten dargelegt werden. Zugleich werden aber auch Unschärfen des ersten Textes an den zweiten vererbt. So überzeugend die programmatische Vision m.E. auch ist, scheint sie sich mit manchen soziologischen Erwartungen nicht zu decken.

Unschärfe Begriffe

Manche Metaphern faszinieren durch ihre provokante Klarheit und avancieren somit zu Modebegriffen. Sie verspielen allerdings bald ihren Sinnengewinn durch ihren undeutlichen Gebrauch in den Texten. Dieses Schicksal ereilt z.B. den Begriff »Milieuverengung«. Es ist zunächst ausgesprochen überzeugend, dass bestimmte Formen von Gemeindegarbeit oder pfarramtlichen Diensten bestimmte Milieus ausschließen. Als Diagnosebegriff reicht der Ausdruck »Milieuverengung« aber so lange nicht aus, solange der Ausdruck »Milieu« sich schillernd auf verschiedene

soziale Phänomene richtet. Meint er im einen Fall soziale Gruppen mit einer bestimmten Lebensform (anscheinend gleichbedeutend mit »Lebensstilen«, KF 50 und 54), so soll er im anderen Fall soziale Rollen umfassen unabhängig von deren Lebensstil (WG 53). An einer Textstelle wird sogar von einem »protestantischen Milieu« gesprochen (KF 17), was bedeuten würde, dass der Protestantismus eo ipso milieuverengend wäre, obwohl er Menschen mit verschiedenen Lebensstilen, sozialen Rollen und Einkommensstufen umfasst. Gemeint ist wohl am ehesten, dass gegenwärtig bestimmte Kirchenmitglieder eine Kerngemeinde und damit ein »Milieu« bilden (WG 42, vgl. 21), aus dem andere »Milieus« ausgeschlossen werden. Hier wäre allerdings eine Klärung wünschenswert gewesen, nach welchen Kriterien sich dieses angebliche kirchliche »Milieu« bildet¹. Außerdem hätte man in Betracht ziehen können, dass unter bestimmten Bedingungen auch *exklusive* Kerngruppen eine öffentlichkeitswirksame Resonanz ausprägen können². Somit bleibt offen, inwiefern die Vorschläge beider Texte für eine veränderte Kirchenorganisation überhaupt auf eine Milieuverengung reagieren. M.E. werden zumindest teilweise auch Vorschläge unterbreitet, die zu einer neuen Art der Milieuverengung führen. Das heißt aber nicht automatisch, dass sie allein damit schon für ein kirchliches Christentum unbefriedigend sind, auch dann nicht, wenn sich das Evangelium sich an alle Menschen richtet (WG 70). Hierfür wäre aber eine Klärung des Milieubegriffes aufschlussreich gewesen. Ähnlich unscharf wird der philosophisch geprägte, aber nun anscheinend sorglos gebrauchte Begriff der »Lebenswelt« verwendet (KF 44, WG 21 und 64). Damit übernimmt die EKD einen offenen Punkt in der Praktischen Theologie: W.E. Failing hat nämlich am Lebensweltbegriff gerade seine Unschärfe gelobt, weil er so produktiv sei³. Diese Einschätzung kann allerdings nur als vorläufige Heuristik für ein weitgehend unbekanntes Phänomen zutreffen und entbindet nicht von dem Ziel einer konsistenten Darstellung. Dass lebensweltliche Phänomene unübertragbare Erfahrungssplinter sind⁴, bedeutet nicht, dass der Lebensweltbegriff sich selbst partikularisiert. Daher wäre ein problembewusster Umgang mit dem Lebensweltbegriff in beiden EKD-Texten wünschenswert gewesen.

PD Dr. Lukas Ohly, Jahrgang 1969, seit 2000 Pfarrer in der EKKW, 2000 Dissertation »Sterbehilfe: Menschenwürde zwischen Himmel und Erde, 2007 Habilitation »Der gontechische Mensch von Morgen und die Skrupel von Heute«, seit 2002 Lehrauftrag am Fachbereich Evang. Theologie Frankfurt/M.; verheiratet, zwei Kinder.

So aber wird er gelegentlich mit dem Milieubegriff identifiziert (WG 21). Hier wüsste man gerne, ob man anstelle von »Lebenswelt« auch »Freizeitwelt« (vielleicht »Erlebniswelt«) oder »individuelle Lebensentwürfe« einsetzen darf. Oder bezieht sich der Lebensweltbegriff doch auf eine bestimmte philosophische Theorie, wonach »Lebenswelt« die biografisch und sozial gewachsene Bedingung meint, wie sich Menschen orientieren, ohne dass sie reflexiv über diese Art verfügen könnten, weil sie sie hierfür in Gebrauch nehmen müssten⁵? Gelegentlich meint der Leser, ein elaborierter philosophischer Lebensweltbegriff sei in den Texten doch angedeutet (etwa WG 21). Dann wäre reizvoll zu erfahren, wie Kirche auf Lebenswelten eingehen sollte. Kann etwa Kirche doch darüber verfügen, was dem Menschen sonst entzogen ist? Immerhin wird ja gefordert, dass Kirche möglichst viele Lebenswelten in das kirchliche Leben einbeziehen (KF 37) oder gar »lebensweltlich nahe bei den Menschen« sein soll (WG 59)? Unter der Bedingung, dass beiden EKD-Texten ein elaborierter Lebensweltbegriff zugrunde liegt, könnte man die Idee weiterverfolgen, dass gerade das symbolische Handeln der Kirche mittelbar auf die Lebenswelt Einfluss nehmen kann. Die Diskussion, inwiefern etwa religiöse Anteile in der Lebenswelt enthalten sind und bearbeitet werden können, könnte hier neu aufgegriffen werden⁶. Dieser an sich reizvolle Gedanke ist allerdings in beiden Texten nicht ausreichend entfaltet worden, und man kann zweifeln, ob er wirklich intendiert war. Einstweilen ist zu befürchten, dass der Lebensweltbegriff in seinem sorglosen Gebrauch mehr Dunkelheiten setzt als er aufklärt.

Dagegen enthält m.E. in beiden EKD-Texten der Qualitätsbegriff, der weithin aufgrund seiner kriteriellen Unklarheit kritisiert wird⁷, eine produktive Unschärfe. Vor allem das Impulspapier wünscht sich eine Qualitätskontrolle kirchlicher Arbeit (KF 27, 44, 51), gesteht sich aber ein, hierfür keine geeigneten Kriterien zur Hand zu haben und zunächst hierüber eine Diskussion führen zu wollen (KF 102). Damit ist der Qualitätsbegriff zunächst an bestimmte Klärungsverfahren gebunden: Die Kirche muss eine lernende Organisation werden (KF 64). Der Hoffnung auf eine Qualitätssicherung wird damit die Hoffnung auf prozedural verabredete Qualitätsmerkmale vorangestellt. Daher besteht hier keine Inkonsistenz, wenn klare Qualitätsabsprachen zwar gefordert sind, aber die Qualitäten noch nicht abschließend festgeschrieben werden.

Die wenigen inhaltlichen Andeutungen zum Qualitätsbegriff entsprechen folgerichtig dem Verfahrensinteresse: Das Impulspapier der EKD skizziert den Qualitätsbegriff vor allem aus beobachteten Qualitätsmängeln, die etwas mit Milieuerengung, Einsamkeit und Behei-

matungsverlust zu tun haben (KF 50). Diese Qualitätsmängel wiederum legen die Umkehrung nahe, dass Qualität etwas mit größtmöglicher Weite zu tun haben könnte. Das Folgepapier WG entspricht diesem Verdacht, indem es eine Leitmetapher einführt, nämlich das Wachstum⁸: Es geht um Öffnung kirchlicher Angebote für möglichst viele Menschen für immer »mehr« Situationen, damit die evangelische Kirche wachsen kann (WG 42, 46, 48). Damit bestimmt das zweite Papier den Qualitätsbegriff inhaltlich durch die Qualität des Wachstums, wogegen das erste Impulspapier inhaltlich im Hinblick auf die Qualitätsfrage noch weitgehend unbestimmt bleibt⁹.

Diese nachträgliche inhaltliche Bestimmung des Qualitätsbegriffs durch das Folgepapier entspricht dem prozeduralen Duktus des Reformanliegens beider Texte. Man fragt sich ja zunächst, ob sich die folgenden Anliegen vertragen: einerseits den Gestaltungsauftrag

»Wenn eine Kirche wirklich den Mut nach verbindlichen Qualitätsverabredungen in Netzwerk-Organisationen hat, so ist die begriffliche Unschärfe des Qualitätsbegriffs in beiden Papieren folgerichtig.«

der Kirchen nicht an eine kirchenleitende Hierarchie zu übertragen, sondern an alle Getauften (KF 13, zur Kritik an Hierarchien: 13, 33, 34), und andererseits verbindliche Qualitätsmanagements mit Prämien (KF 53) oder auch ggf. Sanktionen (wie Versetzungen, KF 72) etablieren zu wollen. Beides verträgt sich tatsächlich nur unter der Bedingung, dass die Qualitätsstandards nicht »von oben« vorgeschrieben, sondern von allen betroffenen Mitarbeitenden verbindlich verabredet werden (KF 27, 73, 87). Das »basisdemokratische« Verfahren entspricht dann auch der inhaltlichen Qualitätsvorgabe nach Wachstum als weite Verantwortungsübertragung an möglichst alle Getauften. Damit muss sich aber anfangs der Qualitätsbegriff inhaltlich beschränken, weil eine weitere Bestimmung den jeweiligen Diskurspartnern überlassen bleibt. Wenn eine Kirche daher wirklich den Mut nach verbindlichen Qualitätsverabredungen in Netzwerk-Organisationen hat (KF 68, WG 65), so ist die begriffliche Unschärfe des Qualitätsbegriffes in beiden Papieren folgerichtig und konzeptionell gelungen.

Korrekturen des Impulspapiers durch das Folgepapier

Ebenso wie der Qualitätsbegriff in WG eine Lücke des Impulspapiers schließt, so präzisiert das zweite Papier einige Trendsetzungen von KF. Das Folgepapier nutzt dabei seinen thematischen Vorsprung der Analyse ländlicher Räume, indem es den Begriff der »Beheimatung« (KF 50) weiter erschließt und hierfür den ländlichen Faktor einbringt (WG 7, 48-50). Aufschlussreich ist, dass der Begriff »Beheimatung« dagegen in der EKD-Folgeschrift »Gott in der Stadt« als Schlüsselbegriff für eine Kirche der Freiheit deutlich weniger vorkommt.

Während WG mit solchen Näherbestimmungen Dienstfunktion für das Impulspapier übernimmt, trägt es zumindest an einer Stelle eine gewichtige Korrektur ein und distanziert sich damit sogar vom Impulspapier: Die Schlüsselfunktion für kirchliches Wachstum auf dem Land trägt nämlich angeblich die Familie (WG 19, 20f, 29, 73). Die Familie hat in KF dagegen noch keine programmatische Rolle gespielt, sondern wird dort meistens parallel zu anderen sozialen Bezugsgrößen genannt. Das ist binnenlogisch verständlich, zumal Singles oder offene Partnerschaftsformen inzwischen selbstverständlich akzeptierte soziale Lebensformen darstellen und die Fixierung auf Familien folglich eine Milieuerengung darstellt. Wenn der Folgetext WG nun die Rolle der Familie für kirchliche Arbeit sichern und ausbauen will, so entscheidet sich das Papier nach meinem Eindruck bewusst für diese Milieuerengung, und zwar zunächst aus gesellschaftspolitischen und erst sekundär auch aus kirchenpolitischen Gründen: Ohne Stärkung der Familie ist nämlich dem Papier zufolge nicht mit einer demografischen Erholung der Gesellschaft zu rechnen (WG 19, 73). An dieser Stelle zeigt sich eine erste bedeutsame Divergenz zwischen beiden EKD-Texten. Während KF noch eine unbestimmte Weite der Milieuanalyse zur Qualitätssicherung kirchlichen Handelns fordert, grenzt WG zumindest in der Prioritätensetzung die Zielgruppen ein. Ich vermute, dass diese Eingrenzung aber dem Ziel der größtmöglichen Weite der Evangeliumsverkündigung gerade entsprechen soll. Die Kirche soll nämlich gerade zu solchen Zielgruppen Kontakt suchen, die selbst eine unbestimmte Weite setzen, weil diese selbst gesellschaftspolitischen (demografischen) Ausgleich schaffen und damit sozialen Verengungen zuwiderlaufen. Die Prioritätensetzung der Familie in WG baut also auf eine Kooperation kirchlichen Handelns mit solchen Milieus, die positive Rückkopplungen auf das Ziel der Milieuerweiterung setzen können.

Dieser Befund wird durch eine entsprechende Zusatzbeobachtung unterstrichen: Hatte der

Begriff »Individualität« im ersten EKD-Text noch eine Schlüsselrolle, so wird er im zweiten Text spürbar seltener erwähnt. Allenfalls wird Individualität deskriptiv festgestellt (WG 21, 34, 40), normativ aber auf institutionelle Rahmenbedingungen zugeschnitten und verliert damit seine Beliebigkeit (WG 42 und 44). Auch dafür hat das Folgepapier m.E. einen vernünftigen Grund: Das Impulspapier übersieht nämlich die Ambivalenz individuellen Autonomiedrangs für kirchliche Entwicklungen. So sehr der Protestantismus institutionell menschlichen Individualisierungstendenzen entgegenkommt (KF 34), so wenig scheint religiöse Selbstbestimmung im Impulspapier zugleich als Faktor der Entkirchlichung wahrgenommen zu werden (außer in KF 24). Dass die Neigung zur Individualisierung auch zu Separatismus führen kann, beobachtet das Impulspapier eher im Hinblick auf pfarramtliches Handeln (KF 50), nicht aber im Hinblick auf alle übrigen gläubigen Individuen, die sich von der institutionellen Bevormundung einer Kirche befreit sehen. Im Impulspapier scheint vielmehr das Verhältnis von individualisiertem und kirchlichem Christentum *eigentlich* als ein harmonisches Geschwis-

»Kirchliche Perspektivpapiere der jüngsten Zeit enthalten beachtenswerte sozialwissenschaftliche Gegenwartseinschätzungen, greifen aber oft noch naiv auf Zukunftsentwürfe aus.

terpaar betrachtet zu werden (KF 13f, 44). Diese Reflexionsschwäche wurde in WG offenbar gesehen, weshalb das Folgepapier zu einer Korrektur ansetzt. Allerdings reagiert nun das Folgepapier mit einer weitgehenden Zurückdrängung individueller Ansprüche zugunsten förderungswürdiger familiärer Strukturen. Der Umgang mit der »individuellen Frömmigkeit« – ein Begriff, den WG dem Impulspapier entnimmt und sich damit einer Terminologie Schleiermachers bedient¹⁰ – wird institutionell eingegrenzt.

Mich überzeugen beide Entwicklungslinien nicht: weder die einseitige Wertschätzung individueller Glaubensstile aus dem Impulspapier, die deren Ambivalenz übersieht, noch die umgekehrte Verdächtigung der Glaubensindividualität, die ebenso die Ambivalenz aus dem Blick verliert. M.E. muss man sich hier auch nicht entscheiden: zwischen euphorischer Akklamation der Glaubensindividualität einerseits und ihrer Unterordnung unter die Familie als der entscheidenden korrespondierenden Größe kirchlichen Christentums andererseits. Es gibt vielmehr reizvolle Zwischenstufen – zumal in einer flexibel auf

soziale Probleme reagierenden Gesellschaft¹¹. Individuelle Glaubensstile haben unterschiedliche Farbtöne, die unterschiedlich starke Resonanz auf ein kirchliches Christentum entfalten. Ich halte es für eine Stärke des Folgepapiers, das es quasi die Frage nach »entgegenkommenden Lebensformen«¹² für kirchliche Strukturen stellt, um dem Anspruch nach Milieuerweiterung auch strategisch gerecht zu werden. Der Preis ist allerdings m.E. zu hoch, sobald von der Individualität weitgehend abgesehen und das Heil im Ideal der Familie gesucht wird. Hier wird der Zuegwinnt an möglicher Milieuerweiterung sofort wieder verspielt.

Chancen für eine Kirche der Freiheit

Trotz der aufgeführten Vorbehalte sehe ich in beiden EKD-Papieren einen dringend aufzugreifenden Impuls zur Situationsschärfung kirchlicher Organisation. Es wird überzeugend dargelegt, warum Kirche sich auch in ihrer Gesamtorganisation für neue soziale Umbrüche in der Gesellschaft öffnen muss. Dabei scheint mir der Vorschlag vor allem des Folgepapiers bedenkenswert, dass die Kirche keine beliebige Kooperation mit allen möglichen sozialen Strömungen suchen sollte. Vielmehr ist darauf zu achten, welche Milieus, Lebensformen, Werteanschauungen und menschliche Schicksale eine geeignete Rückkopplung bieten für das kirchliche Anliegen, das Evangelium glaubwürdig zu verkündigen. M.E. gibt es hier zwar mehr zu sagen als Familien zu vertrauen. Die Grundidee aber, die dahinter steckt, ist zu würdigen und weiter aufzugreifen: dass nämlich eine allzu unbestimmte Öffnung zu allen möglichen »Milieus« eine ebenso verengende Konsequenz haben kann wie die bereits beklagte gegenwärtige »Milieuerengung« in der kirchlichen Arbeit. Ich möchte meinen Eindruck anfügen, dass kirchliche Perspektivpapiere der jüngsten Zeit beachtenswerte sozialwissenschaftliche Gegenwartseinschätzungen enthalten, aber oft noch naiv auf Zukunftsentwürfe ausgreifen. So bleibt oft aus soziologischen Gründen fraglich, ob wirklich zu erwarten ist, dass beklagte Strukturen durch die vorgeschlagenen Handlungsalternativen bewältigt werden. Die Diskussion um Milieuerengung scheint mir hier in beiden EKD-Texten symptomatisch zu sein.

Für beachtenswert halte ich die prozeduralistische, basisdemokratische Kriterienfindung zur Qualität kirchlichen Handelns in beiden EKD-Texten. Man staunt über den gewagten Vorschlag, den man in kirchenleitenden Papieren eher weniger vermutet und der sich zugegebenermaßen eher kaschiert darbietet. Beim neunten Leuchtfener über »Themenmanagement und Agendasetting« wittert man ja zunächst eine zentralistische Programmsteu-

erung (KF 85). Interessanterweise fehlt allerdings unter dem neunten Leuchtfener eine nähere Bestimmung, wer konkret die Themen setzt. Zudem verweist m.E. die absichtliche Unklarheit über den Qualitätsbegriff sowie die mehrfach geforderte Verbindlichkeit in Netzwerk-Verabredungen auf eine prozeduralistische Lösung inhaltlicher Unbestimmtheiten. Lässt man sich darauf ein, so muss allerdings zunächst über die Verfahrenswege der Kriteriendiskussion angemessen nachgedacht werden. Wie beteiligt man also alle Getauften an der Qualitätsdiskussion, so dass sie motiviert werden, dazu auch etwas beizutragen? Und nach welchen Kriterien bewertet man (und wer? und wie?) die Qualität der Beiträge, um sie bei fortlaufendem Diskurs im Spiel zu halten? An einer gelungenen Verfahrensidee wird sich schließlich zeigen, wie ernst es der Kirche nach Milieuerweiterung ist. Synoden (KF 29) und Gemeindebrief sind hierfür sicher nicht die geeigneten Wege, solange sie nicht netzwerkartig mit anderen Verfahren (Internet-Foren, Meinungsanalysen) sinnvoll korrelieren. Man spürt in der EKD die Sensibilität für diese Frage, die selbst Internetforen unterstützt und ausgewertet. Wenn dieser Weg konsequent eingeschlagen wird, könnte er schon das Ziel sein.

Anmerkungen:

- 1 Zur Vielfalt theoretischer Charakterisierungen der Kerngemeinde s. R. Preul: Kirchentheorie, Berlin, New York 1997, 186–190.
- 2 H. Lindner: Kirche am Ort. Eine Gemeindeforschung, Stuttgart, Berlin, Köln 1994, 75, 154, 173f.
- 3 W.-E. Failing: Lebenswelt und Alltäglichkeit in der Praktischen Theologie; in: W.-E. Failing/H.-G. Heimbrock: Gelebte Religion wahrnehmen. Lebenswelt – Alltagskultur – Religionspraxis, Stuttgart/Berlin/Köln 1998, 145–176, 175.
- 4 W.-E. Failing (Anm. 3), 170f. Dieser Verdacht geht übrigens schon auf Gadamer und schließlich auf Husserl selbst zurück (H.-G. Gadamer: Wahrheit und Methode, Tübingen 1965, 233).
- 5 J. Habermas: Theorie des kommunikativen Handelns Bd. II, Frankfurt/M. 1988, 191f.
- 6 Es ist ein öfter geäußerter Verdacht, dass die Lebenswelt die Rolle der Religion bzw. Metaphysik (Th. Kobusch: Die Entdeckung der Person. Metaphysik der Freiheit und modernes Menschenbild, Freiburg, Basel, Wien 1993, 13) in nachmetaphysischen Theorien übernimmt (M. Brumlik: Über die Ansprüche Neugeborener und Unmündiger. Wie advokatorisch ist die diskursive Ethik?, in: W. Kuhlmann: Moralität und Sittlichkeit. Das Problem Hegels und die Diskursethik, Frankfurt/M. 1986, 265–300; 284, 297f.; L. Honneth: Person und Menschenwürde. Zum Verhältnis von Metaphysik und Ethik bei der Begründung sittlicher Werte, in: W. Pödingner/W. Wagner: Ethik in der Psychiatrie. Wertebeurteilung – Wertedurchsetzung, Berlin, Heidelberg, New York u.a. 1991, 22–39, 31; vgl. A. Honneth: Kampf um Anerkennung.

Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte, Frankfurt/M. 1992, 166).

- 7 Z.B. M. Schuck: Kirche der Freiheit? http://www.pfarrerblatt.de/text_129.htm (31.12.2007).
- 8 Zwar wird das Wort »wachsen« in KF öfter benutzt und auch der Slogan »Wachstum gegen den Trend« schon in KF 46 eingeführt, die Wachstumsmetapher aber erst in WG näher erläutert.
- 9 So verkommt der Qualitätsbegriff in KF gelegentlich sogar zu einem Quantitätsbegriff, etwa wenn Qualität mit Niveau gleichgesetzt wird (KF 64). Dann nämlich kann es nur um ein Mehr oder Weniger an Qualität gehen, aber nicht um die Qualität selbst.
- 10 In diesem Terminus unterstellt Schleiermacher, dass das fromme Selbstbewusstsein notwendig gemeinschaftlich, also kirchlich sei (F. Schleiermacher: Der christliche Glaube Bd. 1, Berlin 1960, 41). Hatte Schleiermacher allerdings eine subjekttheoretische Fundierung seiner These gelegt, so nehmen beide EKD-Texte eine soziologische Perspektive für diese Begrifflichkeit in Anspruch. Ohne deren wechselseitige Abgleichung hängt aber die soziologische Weiterführung der These Schleiermachers in der Luft.
- 11 Die Förderung von Kindern durch ihre Entlastung von familiären Strukturen war immerhin eines der Leitthemen der deutschen Öffentlichkeit im Jahr 2007 (Krippenplätze, Ganztagschule, Jugendhilfe etc.).
- 12 J. Habermas: Erläuterungen zur Diskursethik, Frankfurt/M. 1991, 25.